

Bedingungen der (Un)Möglichkeit: die Indigenisierung der Psychologie in Indien und auf den Philippinen

Pickren, Wade E.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Pickren, W. E. (2010). Bedingungen der (Un)Möglichkeit: die Indigenisierung der Psychologie in Indien und auf den Philippinen. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 34(2), 113-132. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-387440>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Wade E. Pickren

Bedingungen der (Un)Möglichkeit:

Die Indigenisierung der Psychologie in Indien und auf den Philippinen

Dieser Beitrag beschäftigt sich damit, wie sich Wissen und Praktiken wandeln, wenn sie nationale und kulturelle Grenzen überschreiten. Sie ändern sich hier wie dort. Diese Wechselseitigkeit, so die These, ist ein Charakteristikum kultureller Kontaktzonen. Diese kulturellen Treffpunkte sind weniger durch Beständigkeit als durch ständigen Wandel charakterisiert. Zudem sind sie durch Heterogenität (statt durch Homogenität) und durch Hybridbildung (statt durch Reinheit) gekennzeichnet. In diesen Kontaktzonen kommt es immer zu Anleihen und Durchmischungen. Nie wird nur eine Seite von der anderen beeinflusst. All das zusammengenommen bildet, was Kulturen in Bewegung genannt wurde. Die Erforschung des Schicksals von Wissen und Praktiken in diesen kulturellen Kontaktzonen hilft uns zu verstehen, was in einer dynamischen Welt passiert, in der Ideen, Konstrukte, Praktiken und Menschen ständig in Bewegung sind. Beispielhaft geht es in diesem Beitrag um die Entwicklung von indigenen Psychologien in Indien und auf den Philippinen.

Schlüsselwörter: Zirkulation von Wissen, Indigenisierung, kulturelle Kontaktzonen, Geschichte der Psychologie

Indigenisierung bietet eine Linse, durch die man die Psychologie betrachten kann, und ermöglicht es zu untersuchen, wie eine Wissenschaft und/oder ein Berufszweig die kulturellen Ressourcen einer Zeit und eines Ortes zur ›Einbürgerung‹ nutzt. Da die Geschichte der Psychologie in Nordamerika ausführlich untersucht wurde, erscheint es als ob ihre Entwicklung natürlich und unausweichlich und nicht das Produkt eines ›Einwanderungs- und Einbürgerungsprozesses‹ gewesen wäre. Kritiklos wurde wahre wissenschaftliche Psychologie zu amerikanischer Psychologie, so sehr, dass der Zusatz *amerikanisch* nicht weiter notwendig war. In den letzten Jahren erst wurde damit begonnen, den Prozess der Indigenisierung der Psychologie in Nordamerika zu untersuchen, und zwar nicht selten als Antwort auf die Kritik an der amerikanischen Hegemonie durch jene Psychologen und Psychologinnen, die rund um den Globus selbstbewusst indigene Psychologien entwickelt haben.

Psychologisierung / Indigenisierung: Von Europa nach Nordamerika

Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurden europäische und nordamerikanische Gesellschaften durch und durch psychologisiert. Das war das Ergebnis eines langen, von vielen Faktoren abhängigen historischen Prozesses (vgl. Smith, 1997). Ohne reduktionistisch sein zu wollen, erscheint mir die Entwicklung einer gewinnorientierten Gesellschaft und dem dazugehörigen Primat von Eigeninteressen – beispielhaft zeigt sich dies am Auftauchen des *homo oeconomicus* – und die Verdinglichung menschlicher Beziehungen innerhalb einer kalkulierbaren Matrix, zentral in diesem Prozess (vgl. Staeuble, 2004). Anders gesagt, Psychologisierung ist ein Prozess, der an eine bestimmte Kultur und die historischen Möglichkeiten einer Zeit und eines Ortes gebunden ist. Von daher ist für die Analyse dieses Prozesses die Geschichtsschreibung von zentraler Bedeutung. Bevor wir uns aber zu früh freuen, müssen wir uns daran erinnern, dass auch die Geschichtsschreibung Teil desselben kulturellen Referenzsystems ist. Es gibt also keine objektive, unabhängige Plattform, von der aus man die Dinge betrachten könnte.

In den Vereinigten Staaten schritt die Psychologisierung schnell voran, da die Dynamiken innerhalb der amerikanischen Gesellschaft die Umwandlung der europäischen Laborpsychologie in eine einheimische Wissenschaft und einen Berufszweig mit praktischem Nutzen in der Steuerung eines großen, kulturell uneinheitlichen Volkes erleichterten. Der Indigenisierungsprozess in den Vereinigten Staaten brachte es mit sich, dass eine Reihe von Praktiken und Epistemologien miteinander verschmolzen, von Religion, Phrenologie, Mesmerismus bis hin zur Geistesphilosophie, Medizin und Statistik (vgl. Danziger, 1985; Pickren & Rutherford, 2010; Schmit, 2005, 2009; Taves, 1999). Alles das verschmolz unter dem Dach der Wissenschaft in einem szientistischen Zeitalter. Die Metapher des Schmelztiegels, die so weit verbreitet und so falsch ist, wenn es um die Beschreibung der Immigration in die Vereinigten Staaten geht, mag zutreffend sein, um die Indigenisierung der Psychologie in Amerika zu beschreiben.

Die Indigenisierung der Psychologie im Amerika der Zwischenkriegszeit und die damit einhergehende Psychologisierung des amerikanischen sozialen und kulturellen Lebens bereitete die Bühne für das schnelle Wachstum der amerikanischen Psychologie nach 1945. Bemerkenswert war die rasche Zunahme an Psychologen und Psychologinnen, die dazu ausgebildet wurden, psychologische Dienstleitungen, vor allem Psychotherapie, anzubieten. Obwohl es diese psychologischen Dienste in der amerikanischen Psychologie von Anfang an gab, wie Eugene Taylor (1999) gezeigt hat, erlangte Psychotherapie erst in der Nachkriegszeit ihre zentrale Bedeutung für die Identität amerikanischer Psychologen und Psychologinnen. Darin spiegelte sich die neue, vollkommen indigenisierte Psychologie.

Als Antwort auf das Interesse sowohl der politisch Verantwortlichen als auch der Öffentlichkeit an Fragen der mentalen Gesundheit der Nation und der gefühlten Notwendigkeit, die USA in der Nachkriegsordnung wettbewerbsfähig zu halten, erhöhten sich die Gelder für psychologische Forschung zwischen 1948 und 1968 exponentiell. Damit waren die psychologischen Disziplinen, Wissenschaft wie Praxis, zum ersten Mal mit Rohstoffen gut versorgt (vgl. Pickren & Schneider, 2005). Man befand sich im Goldenen Zeitalter der psychologischen Forschung, einer Ära, in der die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel jedes Jahr beträchtlich anstiegen. Dies war zentral für den Aufstieg zur Hegemonie der US-amerikanischen Psychologie in den 1920er bis 1930er Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Und dies ist auch der Hintergrund für die Entwicklung indigener Psychologie anderswo in der Welt, da Psychologen und Psychologinnen auf die amerikanische Hegemonie reagiert haben.

Von der amerikanischen Hegemonie zu lokalem Wissen

Das Wachstum der US-amerikanischen Psychologie zu einer Zeit, in der die europäischen Nationen damit beschäftigt waren, nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs soziale und kulturelle Strukturen wieder aufzubauen, half dabei, die amerikanische Psychologie zum Hauptproduzenten psychologischen Wissens zu machen und die USA zum Standort für

die produktivsten psychologischen Forschungslabors. Dies fand nicht isoliert statt. Der zunehmende Einfluss der Psychologie war getragen durch die wachsende militärische, politische und ökonomische Macht der USA. Mit dem weltweiten Export der amerikanischen Kultur strömten viele junge Forscher und Forscherinnen sowie zukünftige Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zum Studium der Psychologie in die USA, was wiederum dazu führte, dass amerikanische psychologische Ansätze und Standards in viele neue und oft sehr fremde Kulturen exportiert wurden.

Folge des Wachstums und des Einflusses amerikanischer Psychologie war ein wissenschaftlicher Imperialismus. Auf diesen Imperialismus reagierten viele im Westen ausgebildete Psychologen und Psychologinnen, vor allem weil sie entdecken mussten, dass ihre Ausbildung weder den lokalen Anforderungen gerecht wurde, noch mit lokalem Wissen im Einklang war. Doch wie damit umgehen?

Bevor ich eine Analyse der Antworten auf diese Frage versuche, möchte ich kurz den Kontext der Reaktionen auf den amerikanischen Einfluss beschreiben. Dabei umreiße ich die Modernisierungstheorie und gebe einen kurzen Überblick über Dekolonialisierung und die postkoloniale Welt.

In den drei Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die USA zu einer der zwei dominierenden Weltmächte. Während dieser Zeit fand ein intensiver Wettbewerb an vielen Fronten zwischen den USA und der Sowjetunion statt, was meist als Kalter Krieg bezeichnet wird. Beide Seiten verfolgten dabei eine Reihe sowohl offener Strategien, um Einfluss zu erlangen, wie auch verdeckter Strategien der Drohung und Manipulation, um ihre Alliierten auf Linie zu halten und die Satellitenstaaten der anderen Seite zu destabilisieren (siehe z. B. Solovey, 2001; Westad, 2007).

Als Fortsetzung des Marshallplans für Europa, verkündete Präsident Harry Truman in seiner Antrittsrede 1949 ein »faïres Geschäft« für die verarmten Länder der Welt, demzufolge die USA Hilfe und Know-how bereitstellten, um Ländern bei ihrer Entwicklung beizustehen. Im Laufe des folgenden Jahrzehnts und darüber hinaus, wurden neue Organisationen wie die Weltbank, der Internationale Währungsfond und die Ameri-

kanische Agentur für Internationale Entwicklung (USAID) geschaffen, um Entwicklung Vorschub zu leisten und Einflussosphären auszudehnen.

Als Ziel dieser Strategien wurde ökonomische Entwicklung genannt. In der Nachkriegszeit entstand eine neue Sprache, die Länder kategorisierte in entwickelte und unterentwickelte. Daraus gingen die ›Entwicklungsländer‹ hervor und wurden bald als ›Dritte Welt‹ bezeichnet (vgl. Escobar, 1995). Den Sozialwissenschaften im Westen kam die Aufgabe zu, die Bedeutung von Entwicklung zu erklären, und wie sie genutzt werden kann, um die Interessen der westlichen Staaten zu befördern. Ein Ergebnis davon war, was als Modernisierungstheorie bekannt wurde (vgl. Latham, 2003; Leys, 1996). Der Begriff Modernisierung wurde dazu verwendet, Formen der Entwicklung auf einer historischen Achse zu beschreiben, mit traditionellen Gesellschaften an dem einen und modernen Gesellschaften an dem anderen Ende der Achse. Die Modernisierungstheorie besagt, dass traditionelle Gesellschaften durch den Einfluss und die Ressourcen modernerer Gesellschaften auch zu solchen werden können. Der Endpunkt aller Gesellschaften wäre der Zustand der Modernität, in dem sich Bürger über ihre Beteiligung am Konsum als solche definieren. Die dieser Theorie zugrunde liegende Sicht war, dass letzten Endes die Welt zunehmend homogen werden würde. Die Lösungsvorschläge, die aus der Theorie folgten, zielten darauf ab, anderen zu helfen wie der Westen, vor allem wie die Vereinigten Staaten, zu werden.

Die Sozialwissenschaften, einschließlich der Psychologie, entwarfen also ein interventionistisches Modell. Die Organisationen und Institutionen, die geschaffen wurden, um dieses Ziel zu verfolgen, sollten die westlichen Nationen weiterhin im Zentrum des ökonomischen und intellektuellen Lebens halten und die Satellitenstaaten an der Peripherie, an der sie eine nützliche Rolle sowohl als Rohstofflieferanten – einschließlich billiger Arbeit –, und Märkte für Endprodukte spielen sollten. Im Kern waren sie Teil der Bemühungen, mit einer sich wandelnden Welt zurechtzukommen und sicherzustellen, dass der Wandel in eine Richtung ging, die amerikanischen oder westlichen Interessen diene. Die Rolle, die die Sozialwissenschaften dabei spielten, folgte dem aufklärerischen Ideal des Fortschritts, und spiegelte die historische Tatsache, dass die modernen

Sozialwissenschaften vor allem Wissenschaften der sozialen Steuerung und Kontrolle waren. Aber auf welche Staaten zielten diese Interventionen ab?

Die postkoloniale Welt

Zwischen 1850 und 1920 standen annähernd 450 Millionen Menschen in Afrika und Asien unter kolonialer Herrschaft. Für viele der Kolonialmächte war es eines der Leitprinzipien, die Weltbilder der Menschen unter ihrer Kontrolle zu unterminieren.

Von Anfang an formierte sich aktiver Widerstand gegen diesen Imperialismus. Der Widerstand verstärkte sich nach dem Ersten Weltkrieg, setzte sich im Zweiten Weltkrieg fort und fand seinen Höhepunkt in der unmittelbaren Nachkriegszeit. In der Zeit zwischen 1945 und 1965 befreiten sich mehr als 65 »neue« Staaten von kolonialer Herrschaft. Viele errangen ihre Unabhängigkeit in Befreiungskriegen. Ihre neu gefundene Freiheit jedoch brachte einige Probleme mit sich, von denen nicht wenige durch die Bemühungen der beiden Supermächte hervorgerufen wurden, sich durch weniger offene Strategien als die direkte Kolonialisierung weiterhin die Vorherrschaft zu sichern. Im Westen bot die Modernisierungstheorie Strategien an, um sich die Kontrolle über diese früheren Kolonien mit ökonomischen und politischen Mitteln, wie auch mit verdeckter Manipulation, zu sichern.

Gefangen zwischen zwei Supermächten und überschwemmt mit den vom Kolonialismus zurückgelassenen Problemen, suchten mehrere der postkolonialen Staaten nach neutralem Boden. 1955 trafen sich fünf asiatische Staaten – Indonesien, Indien, Burma, Sri Lanka und Pakistan – in Bandung, Indonesien, um eine gemeinsame Basis für die gegenseitige Unterstützung einer neutralen Haltung den Mächten des Kalten Krieges gegenüber zu finden. Diese fünf Staaten repräsentierten gemeinsam mehr als 1,5 Milliarden Menschen. Sie bemühten sich um Kooperation untereinander und ein Vertrauen auf ihre eigenen Ressourcen. Diese Konferenz führte 1961 zur Gründung der Bewegung der Blockfreien Staaten (*Non-Aligned Movement*, NAM). Diese Bewegung war Teil der Bemü-

hungen, eine Identität wiederzuerlangen, die sich von der unterschied, die die Kolonialmächte formiert hatten. Der Aufruf der Mitgliedsstaaten, auf die eigenen Ressourcen zu bauen, hatte vielerorts Folgen – auch für die Entwicklung der Psychologie. Die Indigenisierung in Indien soll als Beispiel dafür dienen.

Indien und Indigenisierung

Die Geschichte der Psychologie in Indien nach dem Zweiten Weltkrieg dient als gutes Beispiel, um die Herausforderungen der Indigenisierung zu illustrieren und zu zeigen, wie ein ›Einbürgerungsprozess‹ in einem anderen kulturellen Kontext funktioniert. Der Rahmen für die Psychologie in Indien wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter britischer kolonialer Herrschaft geschaffen. Der Großteil dieser Psychologie war aus der britischen Psychologie abgeleitet. Girishwar Misra hat jedoch erst kürzlich gezeigt, dass es selbst in dieser Zeit einige Stimmen gab, die eine Psychologie formulierten, die näher an der indischen Erfahrung war (vgl. Misra, im Druck). Nach der Unabhängigkeit 1947 waren Psychologen und Psychologinnen nach eigenen Angaben mit einer abgeleiteten und nachgeahmten Wissenschaft konfrontiert. Erst die Forderung der Regierung von Jawaharlal Nehru in den 1950er und 1960er Jahren, dass Sozialwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen ihr Wissen benutzen sollten, um zu helfen, die sozialen Probleme Indiens zu lösen, setzte den Prozess der Indigenisierung in Gang. Nehrus Forderung war Ausdruck des Strebens nach Autarkie, wie es von der kurz vorher gegründeten Bewegung der Blockfreien Staaten artikuliert wurde. Nehru selbst hatte das Wissenschaftsministerium seinem Verantwortungsbereich in einem jungen unabhängigen Indien zugeordnet. Er sah in der Wissenschaft einen Weg, Indien zu einem modernen Staat zu machen. Wie die Mitglieder anderer wissenschaftlicher Disziplinen, stellten auch die indischen Psychologen und Psychologinnen fest, dass die Wissenschaft, die von den britischen Kolonialherren zurückgelassen wurde, den Herausforderungen eines sozialen Wiederaufbaus nicht gewachsen war. Mit der Zeit entwi-

ckelten einige der Psychologen eine für den indischen Kontext nützliche Psychologie. Ich werde hier zwei Beispiele anführen.

Die Bemühungen, indische Lösungen für indische Probleme zu finden, wurden nicht nur von oben eingefordert. Psychologen, die mit diesen Problemen konfrontiert waren, bemerkten, dass die strikte Wahrung westlicher Methoden und Herangehensweisen nicht genügte. Durganand Sinha und Jai B. P. Sinha haben beide darüber geschrieben (vgl. D. Sinha, 1994, 1998; J. B. P. Sinha, 1995, 1997). Einerseits aus Frustration, andererseits aus ihrem eigenen Wissen um den Reichtum der indischen Kultur heraus begannen einige Psychologen in den 1960er Jahren aus dem indischen Leben und der Kultur abgeleitete psychologische Prinzipien zu diskutieren und einzusetzen.

Die Darstellungen beider Sinhas (vgl. D. Sinha, 1998; J. B. P. Sinha, 1997) zeigen, dass der Weg aus dem »alien-framework«, um J. B. P. Sinhas Begriff zu benutzen, über eine Psychologie führte, die sich sozialen Problemen widmete. Ich werde jeweils ein Beispiel aus der Arbeit beider Sinhas geben. Im Rahmen einer großen Untersuchung leitete Durganand Sinha ein Forschungsteam, das der Frage nachging, warum Dorfbewohner so große Schwierigkeiten hatten, sich an modernere Lebensstile zu gewöhnen. Viele der Probleme, so fanden sie heraus, stammten aus mangelnder Erfahrung mit neuen Techniken in der Landwirtschaft und anderen Bereichen. Dies resultierte in zunehmendem Widerstand gegenüber Regierungsprogrammen, die darauf zielten, die Landwirtschaft zu modernisieren. Sinha und seine Kollegen schlugen vor, dass die Regierung mehr Mittel zur Verfügung stellen sollte, um mit Dorfbewohnern und Bauern zu kommunizieren. Diese Art von Forschung war, so Sinha, was Psychologen und Psychologinnen beisteuern konnten, um zu helfen, Indiens soziale und ökonomische Probleme zu lösen. Sein Versuch, die Psychologie auch mit Problemen auf der Makroebene (wie Bevölkerungskontrolle, Gesundheitspraktiken und Armut) zu beschäftigen, war Teil der Anstrengung, eine sozial relevante Psychologie zu entwickeln. Um einen Raum für die Diskussion und den Austausch über eine solche Psychologie zu schaffen, gründete Durganand Sinha die Zeitschrift *Psychology and Developing Societies*, deren erstes Heft 1989 erschien.

Der Sozialpsychologe Jai B. P. Sinha kehrte nach seiner Promotion an der Ohio State University nach Indien zurück. Wie er später zugab, kam er mit der Erwartung, die Art von Psychologie weiter verfolgen zu können, die er an der Universität kennengelernt hatte (vgl. J. B. P. Sinha, 1997). Wie er jedoch feststellen musste, war der soziale Kontext in Indien ein anderer und auch die Teilnehmer an seinen Forschungen verhielten sich oft anders als amerikanische Studierende. Er machte zudem die Erfahrung, dass einige der Konzepte, mit denen er arbeitete, im indischen Kontext nicht anwendbar waren. Für seine Forschungen zu Organisationen und Führungsfragen griff er von daher auf Einsichten aus unterschiedlichen indischen psychologischen und philosophischen Traditionen zurück. So wurden aufgrund seines Verständnisses dieser Traditionen aus seinen Forschungen zu Abhängigkeiten in Arbeitsbeziehungen Forschungen zu Führungsfragen. Basierend auf den Ergebnissen entwickelte er das »Nurturant-Task leadership model« (vgl. Sinha, 1980) als das, das sich am besten dazu eignet, Arbeitsbeziehungen in Indien zu verstehen. Da Beziehungen im sozialen Leben Indiens eine zentrale Rolle spielen und Inder dazu tendieren, Beziehungen – einschließlich der Arbeitsbeziehungen – zu personalisieren, vertrat Sinha die These, dass in Indien eine Führungskraft dann erfolgreich ist, wenn sie Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen unterstützt, fördert, von ihnen jedoch hohe Einsatzbereitschaft verlangt.

Obwohl diese Beispiele zu knapp sind, um die Vielfalt der Bemühungen um eine indische Psychologie in der Nachkriegszeit zu offenbaren, möchte ich sie trotzdem nutzen, um zu zeigen, wie ein Indigenisierungsprozess ausschauen kann. In Indien haben wir es mit einer Mischung aus westlichen Methodologien und indischen Quellen zu tun. Durganand Sinha nannte es in der Tat einen zweigleisigen Indigenisierungsprozess, eine Indigenisierung von innen und eine Indigenisierung von außen. Das heißt, viele indische Psychologen behielten manche Prinzipien und Methoden bei, die sie an westlichen Universitäten gelernt hatten, passten sie jedoch dem indischen Kontext an. Andere suchten währenddessen Inspiration und Orientierung bei genuin indischen Quellen, einschließlich einiger klassischer philosophischer und religiöser Traditionen. Dieser Pro-

zess ist immer noch im Gange, wie das jüngst veröffentlichte *Handbook of Indian Psychology* zeigt (Rao, Paranjpe & Dalal, 2008).

Man darf nicht vergessen, dass die Psychologie als eine Wissenschaftsdisziplin und – zunehmend auch – als ein Gesundheitsberuf in Indien – relativ gesehen – klein ist, verglichen sowohl mit anderen Wissenschaftsdisziplinen wie mit der Einwohnerzahl, ganz zu schweigen von Vergleichen mit der Anzahl an Psychologen und Psychologinnen in den meisten westlichen Ländern. Aber innerhalb dieser relativ kleinen Disziplin gibt es eine aktive Gruppe, die versucht, die Grundlagen dafür zu schaffen, dass die Psychologie den Reichtum des indischen Lebens widerspiegelt. Aus diesem Grund haben sich D. Sinha und andere dafür ausgesprochen, dass die Psychologie an der starken Rolle von Beziehungen im indischen Leben anknüpfen muss. Dieses Beziehungsdenken ist allgegenwärtig – eine harmonische Beziehung zur materiellen Welt ist ebenso von Bedeutung wie zu anderen Menschen. Eine für Indien relevante Psychologie muss sich von daher mit diesem Fakt der indischen Existenz auseinandersetzen. So ist zum Beispiel, anders als bei westlichen Vorstellungen, Identität in Indien durch die Beziehungen definiert, die eine Person hat, einschließlich der persönlichen, familiären und kommunalen. Eine indische Psychologie, so Sinha und andere, muss sich, egal ob sie mit Methoden und Prinzipien arbeitet, die aus dem Westen importiert sind oder nicht, damit beschäftigen.

Wenn wir hier, wie bereits angesprochen, ein Zentrum-Peripherie-Modell anwenden, wird klar, dass Psychologen und Psychologinnen im Zentrum die sowohl intellektuellen wie institutionellen Ressourcen nutzen, um Kontrolle und Einfluss aufrechtzuerhalten. Solange Psychologen und Psychologinnen an der Peripherie vom Zentrum abhängig sind, ist es unmöglich, den Standards, die im Zentrum angelegt werden, gerecht zu werden. Folglich werden weiterhin die Methoden und Theorien des Zentrums Anwendung finden. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts traten eine Reihe indischer Psychologen, wie wir am Beispiel der Forschungsarbeiten der Sinhas gesehen haben, dafür ein, die oben diskutierten westlichen Ideale zu verwerfen. Stattdessen sollte man im nächsten Schritt über den »von außen gesetzten Rahmen hinauswachsen« und die Grundannahmen

der Psychologie überdenken. Das würde, so das Argument, die indische Psychologie auf neue Beine stellen, indem das Gefühl der Unzulänglichkeit verschwinden würde, das aus dem Fehlen der neuesten Bücher, Zeitschriften und Computerausrüstung erwachsen war.

Ein radikalerer Zugang zu indigener Psychologie: Die Philippinen

Die Philippinen haben eine lange Kolonialgeschichte. Die Bewohner der vielen Inseln, die unter der kolonialen Flagge vereint wurden, waren in Hinblick auf Sprache, Religion und Ethnie sehr verschieden. Vom 16. Jahrhundert bis 1898 wurden die Inseln von Spanien beherrscht, das sie nach einem verlorenen Krieg an die USA abtreten musste. Bis 1946 standen die Philippinen dann unter der direkten Herrschaft der USA. Die amerikanische Geschichtsschreibung hat versucht, die amerikanische Herrschaft als vorteilhaft für die Philippinen darzustellen. Viele Filipinos jedoch verübelten den Amerikaner das, was sie für einen Zweite-Klasse-Status hielten. In diesem postkolonialen Kontext wurde die Psychologie als Disziplin begründet und von einigen Psychologen als philippinische Psychologie entwickelt, die radikal mit dem Großteil der westlichen Psychologie brechen sollte. Die zwei Personen, deren Namen am engsten mit diesen Entwicklungen assoziiert werden, sind Alfredo Lagmay (1919-2005) und Virgilio Enriquez (1942-1994).

Vor dem Hintergrund kolonialer Beziehungen ist es nicht überraschend, dass die ersten philippinischen akademischen Psychologen und Psychologinnen an amerikanischen Universitäten ausgebildet wurden. Viele von ihnen nahmen die dort erlernte Psychologie mit zurück. Im Land findet sich auch ein nicht unwesentlicher Einfluss spanischer Philosophie, ebenso wie ein deutscher Einfluss, der vor allem von der ältesten Universität ausgeht, der Universität von San Carlos in Cebu City.

Alfredo Lagmay kehrte – nachdem er bei Burrhus F. Skinner 1955 in Harvard promoviert hatte – auf die Philippinen zurück, wo er kurz darauf Direktor des Psychologischen Instituts an der Universität der Philippinen in Manila wurde. Zu dieser Zeit gab es bereits Anzeichen dafür,

dass einige der Lehrenden und Studierenden unzufrieden damit waren, dass die Psychologie vollkommen von amerikanischen Methoden und Themen dominiert wurde (vgl. Enriquez, 1987). Unter Lagmay setzten die Bemühungen um eine philippinische Psychologie ein, die auf eine andere Epistemologie setzen und andere Methodologien entwickeln würde, die westlichen Einflüssen wenig zu verdanken haben. Unter Lagmay wurden neue Herangehensweisen ausprobiert. Einer der Psychologen am Institut, der auf diesem Gebiet führend wurde, war Virgilio Enriquez. Zusammen schufen Lagmay und Enriquez *Sikolohiyang Pilipino*, eine philippinische Psychologie. Aufgrund der Vorrangstellung der Universität der Philippinen als Flaggschiff der universitären Ausbildung im Lande, waren die Bemühungen von Lagmay und Enriquez richtungsgebend und ihr Ansatz innovativ im Hinblick darauf, wie eine westliche Wissenschaftsdisziplin in einem postkolonialen Kontext indigenisiert werden konnte.

Mit Lagmays Förderung und Unterstützung wurde Enriquez der führende Kopf der Indigenisierung, da beide Methoden zu entwickeln und Themen aufzuspüren suchten, die die Realität des Lebens auf den Philippinen widerspiegeln konnten. Enriquez hatte in Sozialpsychologie an der Northwestern University in Illinois promoviert. Bis zu seinem zu frühen Tod 1994 war er die treibende Kraft in der Entwicklung einer für die Philippinen einschlägigen Psychologie.

Enriquez und seine Kollegen und Kolleginnen gründeten das *Philippine Psychology Research and Training House*, an dem Hunderte von Studierenden Methoden entwickelten, die Teil der *Sikolohiyang Pilipino* wurden. In der philippinischen Kultur und Geschichte wurzelnd, betont die *Sikolohiyang Pilipino* Identität, nationales und soziales Bewusstsein und Engagement, sowie Sprache und Kultur in einem antkolonialen Rahmen. Zu den Forschungsmethoden zählen teilnehmende Beobachtung, Aktionsforschung und qualitative Interviews, bei denen beide Parteien einander interviewen. Enriquez vertrat die These, dass hier psychologisches Wissen aus der Interaktion und ihren für alle geltenden Bedingungen entstehen kann, anstatt von einem Experten über die Köpfe der Beforschten hinweg generiert zu werden (vgl. Enriquez, 1987, 1993; Pe-Pua & Protacio-Marcelino, 2000). Lagmay und Enriquez argumentier-

ten, dass eine so verstandene Psychologie eine befreiende Kraft sein kann, statt ein Werkzeug der sozialen Steuerung.

Da die koloniale Dominanz des Westens auf den Philippinen von so langer Dauer war, erschien es Lagmay und Enriquez unumgänglich, das Bewusstsein zu dekolonialisieren, indem Methoden und Epistemologien dekolonialisiert werden (vgl. Smith, 1999). *Sikolohiyang Pilipino* lässt sich wahrscheinlich am besten als den Versuch verstehen, genau dies zu tun. Sprache wurde bald als Schlüssel zur Entwicklung einer philippinischen Psychologie gesehen. Auf Initiative von Lagmay wurde Psychologie ab 1970 in Filipino unterrichtet; diese Bemühungen wurden ausgedehnt als Enriquez 1971 von seinem Studium in den USA zurückkehrte. Hintergrund war die Überzeugung, dass Denken und Sprechen in der Muttersprache ein besseres Verständnis der psychologischen Prozesse und Bedürfnisse der Filipinos fördern würde (vgl. Enriquez, 1987, 1993). In den 1970er Jahren wurde ein Projekt ins Leben gerufen, das psychologische Publikationen in Filipino sammeln sollte; zudem wurde viel aus dem Englischen übersetzt. All das wurde begleitet von der Entwicklung von neuen Materialien, Testinstrumentarien, Persönlichkeitsinventaren und theoretischen Konzepten. In den 1990er Jahren konnte man in Psychologie mit Schwerpunkt in philippinischer Psychologie promovieren (vgl. Pe-Pua & Protacio-Marcelino, 2000).

Eine der bemerkenswertesten Neuerungen der *Sikolohiyang Pilipino* war die Entwicklung von Forschungsmethoden, die die philippinische Kultur widerspiegeln. Diese Entwicklung setzte damit ein, dass eine von Enriquez' Studentinnen, Carmen Santiago, feststellte, dass es keine überlieferten Materialien gab, die ihr bei ihren Forschungen zu *pagkatalaki* (grobe Übersetzung: Männlichkeit) behilflich sein könnten. Sie und Enriquez erkannten, dass sie auf westliche Methoden verzichten werden müssen, um diesen Aspekt philippinischer Psychologie untersuchen zu können. Davon ausgehend entwickelten die beiden die Methode, sich im Zuge eines Forschungsprojekts Schritt für Schritt an ein angemessenes Untersuchungsdesign und eine Methodologie heranzutasten, statt von vornherein ein Design festzulegen und die Fragen so zu stellen, dass sie *a priori* zu den Methoden passen. Dies war der größte Schritt in Richtung

einer wirklich indigenen Psychologie. Von da an entwickelten Enriquez und seine Studierenden Forschungsmethoden, die auf philippinischer Kultur aufbauen, anstatt aus dem Westen importiert zu sein. Grundlegend in diesem Kontext sind Beziehungen. Die Beforschten sollen als Menschen und nicht als Datenlieferanten betrachtet werden. Von daher sollte in den Beziehungen Vertrauen und Aufrichtigkeit herrschen, bevor man zur Datenerhebung übergehen konnte (vgl. Enriquez, 1992).

Kennzeichen dieser methodischen Herangehensweise sind Gleichheit und Wechselseitigkeit bei der Datenerhebung. So zum Beispiel wird das, was Interviewpartner in einem Forschungsprojekt zu sagen und zu fragen haben, bei der Entwicklung von Forschungsfragen ernst genommen. Dies führt nicht selten zu einer Richtungsänderung – hin zu den Interessen und Wertsetzungen der Teilnehmer an einem Forschungsprojekt. Enriquez' Studenten und Studentinnen entwickelten eine hohe Sensibilität für soziale Belange, sodass Interviewstile und -fragen als angemessen und nicht als taktlos empfunden wurden. Zu den verwendeten Methoden zählten unstrukturierte Interviews, Geschichten-Erzählen und informelle Diskussionen, bei denen beide Seiten Fragen stellen konnten und jede Antwort mit ausgewertet wurde. In all ihren Forschungen benutzen Enriquez und die Studierenden die lokale Sprache, überzeugt davon, dass sich Menschen nur darin frei und ungezwungen bewegen können. All diese Forschungsmethoden zusammengenommen halfen, so Enriquez und Lagmay, eine Psychologie zu schaffen, die tatsächlich philippinisch und nicht den Kolonialisatoren verpflichtet war.

Die beiden indigenen Psychologien, die ich beispielhaft dargestellt habe, sind zwei unterschiedliche historische Reaktionen auf koloniale Dominanz und den Wissenschaftsimperialismus der westlichen Psychologie. In beiden Fällen findet sich eine praktische Dimension, da eines der Ziele indigener Psychologie ist, soziale Probleme anzusprechen, vor allem solche, die den Methoden oder Einsichten westlicher Psychologien entgehen.

Es gibt jedoch noch andere wichtige Fragen hinsichtlich der Möglichkeit einer indigenen Psychologie. Bevor ich schließe, wende ich mich diesen kurz zu.

Bedingungen der (Un)Möglichkeit

Irmingard Staeuble (2004) hat die Schwierigkeiten, denen jede Indigenisierung von Psychologie in einem nicht-westlichen Kontext begegnet, überzeugend beschrieben. Sie schreibt: »In der Zeit nach der kolonialen Dominanz und der Disqualifizierung von Lebensformen [...] bleibt die Bandbreite der Alternativen durch vorangegangene Umwälzungen definiert. Von keiner Seite kann auf das koloniale Erbe einfach verzichtet werden« (S. 198f.). Wie sie herausstellt und ich zu Beginn dieses Beitrags angedeutet habe, legt eine kritische Psychologiegeschichte den Schluss nahe, dass die ontologische und epistemologische Grundlage der Psychologie als Disziplin in der Vorstellung von Menschen als berechenbare Individuen in Gesellschaften gründet, in denen Beziehungen in Hinblick auf Eigeninteressen definiert werden. Dies sind jedoch nicht die Grundlagen des Lebens in nicht-westlichen Gesellschaften, wie der indischen und philippinischen. Da die Psychologie, ähnlich wie andere Wissens- und Handlungssysteme, aus den Notwendigkeiten des täglichen Lebens heraus erwächst, kann es sehr gut sein, dass es nicht wirklich möglich ist, Psychologie zu ›indigenisieren‹, wenn das Ziel eine Psychologie ist, die auf unterschiedlichen Seinsvorstellungen aufbaut. Wenn das so ist: Was bleibt an Möglichkeiten?

Vor einem Jahrzehnt hat der niederländische Psychologe Hubert Hermans die Mehrdeutigkeit kultureller Überlieferungen an den Schnittstellen unterschiedlicher Kulturen beschrieben, aufbauend auf einem Verständnis von Kultur als dynamisch, fließend und durchlässig. Hermans nannte diese Schnittstellen kulturelle Kontaktzonen. Er stützte sich dabei auf die Arbeiten von Kulturanthropologen und Kulturanthropologinnen sowie -soziologen und -soziologinnen, und untermauerte so unter anderem auch seine Theorie des dialogischen Selbst. Hermans beschreibt diese kulturellen Treffpunkte als keineswegs feststehend, sondern vielmehr als fluide, und schlägt vor, sich diese Kontaktzonen genauer anzusehen, um zu verstehen, was in einer dynamischen Welt passiert, in der Ideen, Konstrukte, Moden und Menschen ständig unterwegs sind.

Das Konzept der kulturellen Kontaktzonen umfasst drei Konstrukte: kulturelle Heterogenität, Hybridbildung und ständigen Wandel (*fluidity*). Viele kulturvergleichende Forschungen behandeln Kultur als eine feststehende homogene Einheit, im schlimmsten Falle als etwas Äußerliches. Mittlerweile gibt es jedoch unzählige Belege dafür, dass Heterogenität eher der Norm entspricht als Homogenität. Hier ein Beispiel aus Indien, übernommen aus dem jüngst erschienen Beitrag von Kiran Kumar im *Handbook of Indian Psychology* (2008, S. 21):

In *Bhârata* [*Bhârata* ist ein alter Name für die Landmasse, die heute Indien ist – WP] ließen sich Menschen aus allen Teilen der Welt nieder. So fanden sich etwa Menschen aus Afrika genauso wie Protoaustraloiden und Völker aus Westasien und dem Fernen Osten in ihren vielfältigen Verzweigungen; Ansammlungen von asiatischen Völkern, die wahrscheinlich die drawidische Sprache und Kultur nach Indien gebracht haben; die Indoeuropäer, und zwar nicht nur jene in Rasse und Sprache nordischen und dimarischen, sondern auch jene aus dem Mittelmeer- und Alpenraum. Zudem wanderten in seiner langen Geschichte viele andere Volksgruppen zu, wie die ›Assyro-Babylonier, die alten Perser, Griechen, Skythen, Parther und andere Iraner, die Türken, die muslimischen Perser, die Armenier und neuzeitliche westeuropäische Volksgruppen wie die Portugiesen, Franzosen, Holländer und Engländer; vielleicht zurückwandernde Polynesier und andere‹ (Chatterji, Pusalker & Dutt, 1958, S. xi). *Bhârata* scheint vor einigen tausend Jahren ein farbenfrohes Mosaik gewesen zu sein mit all diesen unterschiedlichen Rassen, die zusammengelebt haben und gemeinsam die Kultur errichtet haben, die wir mit Indien assoziieren.

Zum Zweiten kommt es, wenn gegensätzliche Kulturen aufeinandertreffen, häufig zu Hybridbildungen, so die These des Soziologen Jan Nederveen Pieterse (2009). Konkrete Beispiele für kulturelle Hybridbildungen finden sich auf jeden Fall in den Studien zu Immigration und transnationalen Identitäten, wie etwa in den jüngsten Arbeiten von Sunil Bhatia zur

indischen Diaspora (vgl. Bhatia, 2007). Drittens beinhaltet der Begriff der kulturellen Kontaktzonen den ständigen Wandel und die Durchlässigkeit von kulturellen Grenzen. In diesen Kontaktzonen finden immer Austausch und Durchmischung statt. Nie wird nur eine Seite von einer anderen beeinflusst. All das zusammengenommen trägt zu dem bei, was Hermans Kulturen in Bewegung (*moving cultures*) nennt.

Die Konzepte von ständigem Wandel und Hybridbildungen können uns helfen zu verstehen, was in Hinblick auf Indigenisierung möglich ist. Gesellschaften werden von Menschen gemacht. Menschen sind anpassungsfähig und besitzen Handlungskompetenz; wir sind keineswegs nur in diskursiven Netzen gefangen. In durch koloniale Herrschaft (wie in unseren Beispielen Indien und die Philippinen) entstandenen kulturellen Kontaktzonen gaben Menschen ihre Handlungskompetenz nicht auf. Genauso wenig machten sie sich die Ideologien und Praktiken der imperialen Mächte einfach zu eigen. Vielmehr wurden in Indien, den Philippinen und anderswo westliche Prinzipien und Praktiken manchmal an die lokale Situation angepasst, manchmal aufgegeben, manchmal unterwandert, um indischen oder philippinischen Interessen zu dienen. Außerdem führt der Weg, den Ideen und Praktiken nehmen, nicht allein in eine Richtung. Inder und Filipinos brachten ihr eigenes kulturelles Wissen und ihre Lebensstile in ihr Verständnis von Psychologie ein und tun dies weiterhin. Die Möglichkeit von Indigenisierung, so meine These, liegt in der Hybridbildung, die den kulturellen Kontaktzonen eigen ist.

Schlussfolgerung

Wenn wir versuchen, den historischen Kontext indigener Psychologie – in unserem Fall in Indien und auf den Philippinen – zu verstehen, wird klar, dass in entkolonialisierten Ländern der Prozess der Etablierung einer Psychologie, die den Reichtum lokaler kultureller Kontexte widerspiegelt, langsam voranging und weiterhin vorangeht. Zum Teil hat dies mit der internen Struktur der akademischen Psychologie als einer westlichen Konstruktion zu tun; zum Teil damit, dass der Westen weiterhin darauf drängt – manchmal offen Druck ausübend –, nur solche Metho-

den, Tests, klinische Praktiken usw. zu übernehmen, die vom psychologischen Establishment anerkannt sind. Dies führt bei Psychologen und Psychologinnen in nicht-westlichen Ländern häufig zum Wunsch, die indigenisierte Psychologie zu einem Teil, wie man häufig liest, einer universalen Psychologie zu machen.

Die Welt wird jedoch mehr und mehr zu einer kulturellen Kontaktzone, Indien und die Philippinen eingeschlossen. In Kontaktzonen aber ist Einflussnahme nie nur einseitig. Ständiger Wandel, Heterogenität und Hybridbildungen sind die Norm. Es ist offensichtlich, dass der Westen immer noch mehr offenen Einfluss darauf nehmen kann, wie sich Formen des Denkens und der Wissensproduktion, einschließlich des psychologischen Wissens, entwickeln. Lassen Sie mich jedoch damit schließen, die Stärke von subversivem Denken und Tun im Schaffen von Alternativen zu betonen. Denken Sie nur daran, dass viele, Briten und Inder, nicht geglaubt haben, dass gewaltloser ziviler Ungehorsam schließlich zur Unabhängigkeit Indiens führen würde. Wir sind nicht, wie manche mutmaßen, am Ende der Geschichte angelangt.

Ich habe versucht, den historischen Kontext zu beschreiben, in dem indigene Psychologien in Indien und auf den Philippinen entstanden sind. Er ist komplex, noch komplexer sogar als ich darlegen konnte. Wir befinden uns heute in einer Situation des Übergangs. Der Ausgang ist ungewiss. Wie der indische Psychologe und Intellektuelle Ashis Nandy (1983, S. 336) schrieb: »Die Suche nach einer humanen Psychologie wird nie aufhören.«

(Aus dem Englischen von Karoline Tschuggnall)

► Literatur

Bhatia, Sunil (2007). *American Karma: Race, culture, and identity and the Indian diaspora*. New York: New York University Press.

Chatterji, Suniti Kumar, Pusalker, M. A. & Dutt, N. (1958). Editors' Preface. In dies. (Eds.), *The Cultural Heritage of India, Vol. I: The Early Phases*. Calcutta: Ramakrishna Mission, Institute of Culture.

Danziger, Kurt (1985). The origins of the psychological experiment as a social institution. *American Psychologist*, 40, 133-140.

- Enriquez, Virgilio G. (1987). Decolonizing the Filipino psyche: Impetus for the development of psychology in the Philippines. In Geoffrey H. Blowers & Alison M. Turtle (Eds.), *Psychology moving East: The status of Western psychology in Asia and Oceania* (pp. 265-287). Boulder, CO: Westview Press.
- Enriquez, Virgilio G. (1992). *From colonial to liberation psychology*. Quezon City: University of the Philippines Press.
- Enriquez, Virgilio G. (1993). Developing a Filipino psychology. In Uichol Kim & John W. Berry (Eds.), *Indigenous psychologies: Research and experience in cultural context* (pp. 152-169). Thousand Oaks, CA: Sage.
- Escobar, Arturo (1995). *Encountering development: The making and unmaking of the Third World*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Kumar, Kiran (2008). Indian thought and tradition: A psychohistorical perspective. In K. Ramakrishna Rao, Anand C. Paranjpe & Ajit K. Dalal (Eds.), *Handbook of Indian Psychology* (pp. 19-52). New Delhi: Foundation Books.
- Latham, Michael E. (2003). Modernization, international history, and the Cold War world. In David C. Engerman, Nils Gilman, Mark H. Haefele & Michael E. Latham (Eds.), *Staging growth: Modernization, development, and the global cold war* (pp. 1-22). Amherst, MA: University of Massachusetts Press.
- Leys, Christopher (1996). *The rise and fall of development theory*. Bloomington, Indiana: Indiana University Press.
- Misra, Girishwar (im Druck). Psychology in India: Retrospect and prospect. *History of Psychology*.
- Nandy, Ashis (1983). Towards an alternative politics of psychology. *International Social Science Journal*, 35, 323-338.
- Nederveen Pieterse, Jan (2009). *Globalization and culture: Global mélange*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield.
- Pe-Pua, Rogelia, & Protacio-Marcelino, Elisabeth (2000). Sikolohiyang Pilipino (Filipino psychology): A legacy of Virgilio G. Enriquez. *Asian Journal of Social Psychology*, 3, 49-71.
- Pickren, Wade E. & Rutherford, Alexandra (2010). *A history of modern psychology in context*. New York: Wiley.
- Pickren, Wade E. & Schneider, Stanley F. (Hrsg.). (2005). *Psychology and the National Institute of Mental Health: A historical analysis of science, practice, and policy*. Washington, DC: APA Books.
- Rao, K. Ramakrishna, Paranjpe, Anand & Dalal, Ajit K. (2008). *Handbook of Indian Psychology*. New Delhi: New Foundation Books.

- Schmit, David T. (2005). Re-visioning American antebellum psychology: The dissemination of mesmerism, 1836-1854. *History of Psychology*, 8, 403-434.
- Schmit, David T. (2010). The Mesmerists inquire about »Oriental Mind Powers:« West meets East in the search for the universal trance. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 46, 1-26.
- Sinha, Durganand (1994). Origins and development of psychology in India: Outgrowing the alien framework. *International Journal of Psychology*, 29, 695-705.
- Sinha, Durganand (1998). Changing perspectives in social psychology in India: A journey towards indigenization. *Asian Journal of Social Psychology*, 1, 17-31.
- Sinha, Jai B. P. (1995). Factors facilitating and impeding growth of psychology in South Asia, with special reference to India. *International Journal of Psychology*, 30, 741-753.
- Sinha, Jai B. P. (1997). In search of my Brahman. In Michael H. Bond (Ed.), *Working at the interface of cultures: Eighteen lives in social science* (pp. 77-84). New York: Routledge.
- Smith, Linda T. (1999). *Decolonizing methodologies: Research and indigenous peoples*. London: Zed Books.
- Smith, Roger (1997). *The Norton History of the Human Sciences*. New York: Norton.
- Solovey, Mark (2001). Project Camelot and the 1960s epistemological revolution: Rethinking the politics-patronage-social science nexus. *Social Studies of Science*, 31, 171-206.
- Staeuble, Irmgard (2004). De-centering Western perspectives: Psychology and the disciplinary order in the First and Third World. In Adrian C. Brock, Johann Louw & Willem van Hoorn (Eds.), *Rediscovering the history of psychology: Essays inspired by the work of Kurt Danziger* (pp. 183-205). New York: Kluwer.
- Taves, Ann (1999). *Fits, trances, and visions: Experiencing religion and explaining experience from Wesley to James*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Taylor, Eugene (1999). *Shadow culture: Psychology and spirituality in America*. Washington, DC: Counterpoint.
- Westad, Odd A. (2007). *The global cold war: Third World interventions and the making of our times*. New York: Cambridge University Press.